

Kleiner Junge im Teufelskreis der Gewalt

Joseph Wresinski

In diesem Text betrachtet der Gründer der Bewegung ATD Vierte Welt seine Kindheit im Licht der Erfahrungen, die er später im Zusammenleben mit Menschen in schwerer Armut gemacht hat.¹

Eine meiner ersten Kindheitserinnerungen ist ein langer Krankenhaussaal. Meine Mutter ist da und schreit die Ordensschwester an, die uns beaufsichtigt. Ich war ins Krankenhaus gebracht worden, um meine Beine strecken zu lassen, denn ich war ein rachitischer kleiner Junge.

An jenem Tag sagte ich meiner Mutter, dass die Schwestern mir das Paket vom letzten Sonntag weggenommen hatten. Mama hatte sicher viel Mühe gehabt, um die paar Leckereien zusammenzubringen. Voller Wut entriss sie mich den Händen der Schwestern und nahm mich mit nach Hause.

Seither habe ich O-Beine. Während meiner ganzen Jugendzeit hatte ich den Spott einzustecken, den mir diese Missbildung einbrachte. Ich wirkte lächerlich und war, vor allem als Heranwachsender, gehemmt, weil ich ein wenig hinkte.

So bestand die allererste Berührung mit der Aussenwelt, an die ich mich erinnere, in einer Ungerechtigkeit und einer Beeinträchtigung, die meinen Körper fürs ganze Leben zeichnen sollten. Sicher ist das der Grund, weshalb mir die tiefenden Nasen, die krummen Beine, die jung schon gezeichneten Körper, die mich heute in den Notsiedlungen, Bruchbuden und Slums umgeben, unerträglich geworden sind.

Dass meine Mutter die Schwester anschrie, wunderte mich nicht. Ich war ans Schreien gewöhnt. Daheim schrie Papa die ganze Zeit. Er schlug meinen älteren Bruder und traf ihn zu Mamas Verzweiflung immer am Kopf. Auch Mama beschimpfte er. Wir lebten in ständiger Angst.

Erst viel später, als Erwachsener, begriff ich durch das Zusammenleben mit anderen Männern wie ihm, anderen Familien wie unserer, dass mein Vater ein gedemütigter Mann war. Er litt, weil er sein Leben verfehlt hatte. Er trug die Schande auf sich, den Seinen keine Sicherheit und kein Glück geben zu können.

Das ist das Schlimme am Elend. Kein Mensch kann solche Demütigungen einstecken, ohne zu reagieren. Und der arme Mensch reagiert heute wie gestern mit Gewalt.

Das hiess aber, dass ich als kleiner Junge bereits in den Teufelskreis der Gewalt hineingeriet. Gewalt war die Antwort auf jegliches Hindernis, auf die täglichen Schwierigkeiten aller Art. Und unbewusst wurde sie für mich, wie für meinen Vater, zum Mittel, um mich von den zahllosen Demütigungen, die uns unsere äusserste Armut einbrachte, reinzuwaschen.

Nach all den Jahren erstaunt es mich immer noch, dass meine Eltern von nichts anderem sprachen als vom Geld. Sie hatten keines, und doch lagen sie sich seinetwegen fast ständig in den Haaren. Und wenn einmal etwas Geld ins Haus kam, stritten sie sich darüber, wie sie es ausgeben wollten.

¹ Joseph Wresinski, Die Armen sind die Kirche: Gespräche mit Joseph Wresinski über die Vierte Welt, aus dem Französischen übertragen von Marie-Rose Blunski Ackermann und Annette Rodenberg. Zürich, 1998, S. 14-22 (Übersetzung leicht überarbeitet, Januar 2013). Der französische Text erschien zuerst 1970 in der Zeitung „Feuille de route“ n° 19 .

Auch später, als Mama allein war, redete sie hauptsächlich vom Geld mit uns. Wenn sie von Leuten sprach, mit denen wir zu tun hatten, vergass sie nie, deren Reichtum zu erwähnen. Von den Priestern der Pfarrei sagte sie: "Die sind reich." Selbst die Frau, die den Laden an der Ecke führte, war eine Reiche in ihren Augen. Nicht dass Mama neidisch gewesen wäre. Aber wenn jemand hungert und Not leidet, dann zählt für ihn nur, was den Mangel beheben kann. Das ist heute noch so: in den Grauzonen, die unsere Städte umgeben, laufen die Interessen, die Streitigkeiten und die Gespräche immer auf Geldfragen hinaus.

In diesen Kampf ums Essen wurde ich in zartestem Alter schon eingespannt. Mit vier Jahren war ich dafür zuständig, die Ziege auf die Wiese hinunterzuführen, jene Ziege, die meine neugeborene kleine Schwester und uns andere Kinder ernährte. Der Weg führte mich am grossen Tor des Klosters vom Guten Hirten vorbei, und manchmal sprach mich dort eine Schwester an. Eines Tages fragte sie mich, ob ich morgens bei der Messe ministrieren wolle. So trat ich meine erste Stelle an. Denn für mich ging es hier um eine Anstellung: als Messdiener hatte ich jeden Morgen Anspruch auf eine grosse Tasse Milchkaffee mit Brot und Konfitüre, dazu Butter an Feiertagen. Ausserdem erhielt ich jede Woche zwei Francs. Und diese zwei Francs haben für mich den Ausschlag gegeben.

So begann ich, zum Lebensunterhalt meiner Familie beizutragen, bevor ich fünf Jahre alt war. Fast elf Jahre lang weckte mich Mama jeden Morgen für die Siebenuhrmesse. Mindestens zehn Minuten brauchte ich, um zur Kapelle hinter den grossen Klostermauern zu laufen. Im Winter fror ich, hatte Angst im Dunkeln. Aber Regen und Wind konnten mich nicht abhalten: verbissen, schlaftrunken, manchmal freilich auch vor Wut heulend, ging ich die Rue Saint-Jacques entlang, dann die verlassene und abweisende Rue Brault hinunter auf die Wiesen zu. Ich ging bei den Schwestern ministrieren, damit Mutter vierzig Centimes bekam. Ich glaube nicht, dass ich diesen morgendlichen Termin je versäumt habe; ja mir scheint, meine ganze Kindheit habe sich um ihn gedreht.

Mama muss sehr gehungert haben für uns. Sonst hätte sie es wohl kaum übers Herz gebracht, mich so klein schon jeden Morgen aus dem Haus zu schicken. Und mir selbst muss ihre verzweifelte Lage schon bewusst gewesen sein, sonst hätte ich wohl kaum in diese Knechtschaft eingewilligt, ohne zu verbittern oder gegen Gott aufzubegehren.

Bald musste ich übrigens auch mittags den gleichen Hin- und Rückweg machen. Wir waren die Ärmsten im Viertel, und so war es ganz natürlich, dass ich nach der Schule erneut zum Kloster lief, diesmal, um in Blechnäpfen und Konservendosen unseren Anteil von dem, was die Schwestern assen, mit heimzunehmen. Trockenerbsen, Linsen, Kartoffeln, manchmal ein paar Stücke Fleisch gaben mir die Magdalenen-Schwester, und nicht zu vergessen das riesige Brot, den Hauptbestandteil unserer Familienmahlzeiten.

So waren alle Tage meiner Jugend durch das Leben der Guthirt-Schwester bestimmt: durch ihr Gebet und ihre Nahrung, damit wir daheim nicht Hunger leiden mussten.

Ich denke manchmal daran, wenn ich mit ansehe, wie heute die Kinder auf Müllberge klettern oder dem Schubkarren ihres Vaters folgen, um irgendeinen Keller oder Estrich zu leeren. Sie sammeln Lumpen und Altmittel, ich war Messdiener und holte unser Essen an der Klosterpforte. Heute wie damals hat ein armes Kind keine Kindheit. Pflichten fallen ihm zu, sobald es sich auf den Beinen halten kann.

Und doch habe ich sicher auch gespielt und gelacht, genau wie die armen Kinder von heute. Sicher schuf ich mir meine Geheimplätze und Verstecke, meine ausgefallenen Wege in jenem alten Viertel von Angers, wo ich mit meinen Kameraden Irrgärten entwarf. Aber der tägliche

Weg zum Kloster, dieser Schandpfad meiner Kindheit, hat alles Tröstliche, was es daneben gegeben haben mag, aus meiner Erinnerung gelöscht.

Schandpfade gab es auch noch andere, immer verbunden mit dem dringenden Bedürfnis nach Nahrung. Ich sehe mich noch, wie ich als kleiner Junge mit der Nussölflasche, die ich eben für fünfzig Centimes hatte füllen lassen, in den Laden an der Ecke zurückkehrte. Wenn sie nicht randvoll war, schickte mich Mama nochmals hin, um einige Tropfen nachfüllen zu lassen: ewiger demütigender Kampf der armen Leute, um sich satt zu essen.

Später musste ich die zähen Pferdefleischstücke in die Metzgerei zurückbringen. Mit sieben Jahren hatte ich nämlich noch eine weitere Arbeit gefunden: Ich machte die Einkäufe für Marie-Louise, die Metzgersfrau. Sie gab mir dafür fast täglich für zwei Francs Pferdefleisch. Mutter akzeptierte nur frisches, zartes Fleisch. Ohne Zögern schickte sie mich notfalls nochmals hin, um mit dem Beleg in der Hand bessere Qualität für den Familientisch zu verlangen.

Zum Ausgleich für die Schande waren wir stark. Mit Fäusten forderte ich unbewusst Genugtuung für die erdrückende Knechtschaft, meine Familie ernähren zu müssen. Ich erinnere mich, dass ich als Sechsjähriger einen kleinen Gegner in der Hecke mit Faustschlägen zu Boden streckte.

Als meine Mutter die Kindergartenschwester aufsuchte, um zu erfahren, ob ich in die grosse Schule eintreten könne, meinte diese: "Aber sicher, schicken Sie ihn nur hin. Hier schlägt er alle."

So verbanden sich von früher Kindheit an Geldmangel, Schande und Gewalt.

Ich kann mich nicht erinnern, dass Mama einmal guter Laune war, wenn ich aus der Schule heimkam. Nichts konnte sie darüber hinwegtrösten, dass ihr Mann sie verlassen hatte und sie die Last von vier Kindern allein tragen musste. Die Nachrichten von meinem Vater, und vor allem das Geld, das er schicken sollte, blieben aus. Das Gas musste bezahlt werden, die Kohle für den Winter, ein neuer Ofen war fällig...

Es war fast immer kalt bei uns. In der alten Schmiede, wo wir wohnten, herrschte ständig Durchzug. Der Wind drang unter den Türen und durch die Trennwände ein. Eine dieser Trennwände war aus mit Packpapier überzogenen Kisten gemacht. Wenn das Papier riss, peitschte uns der Wind.

Kalt war es auch, weil alle Wohnungen über uns durch dasselbe Schornsteinrohr miteinander verbunden waren. Dieses Rohr war oft verstopft, und wenn wir Feuer machten, kam Thérèse, die Schneiderstochter, die Treppe herunter und beschimpfte meine Mutter, weil der Rauch bei ihnen eindrang. Um keinen Ärger zu haben, nahm Mama dann die Kohlen, die wir auf dem Gelände der Gasfabrik gesammelt hatten, aus dem Herd: jene Kohlen, die wir so mühsam sortiert hatten und die in ihrer Armseligkeit die Kälte im Haus eher hervorzuheben als zu beheben schienen.

Wie lässt sich diese Passivität meiner Mutter und so vieler anderer armer Mütter, denen ich heute an den Stätten des Elends begegne, erklären? Ihre Befürchtung, es mit den Nachbarn zu verderben, kam sicher von der Abgespanntheit, mehr aber noch von der Angst. Mutter vergass nie, dass sie eine Fremde war. Sie fürchtete ständig, man könnte sie nach Spanien zurückschicken, die Polizei könnte uns, weiss Gott weshalb, holen. Und genauso fürchteten die Mütter in den Notsiedlungen immer, jemand könnte ihnen ein Leid zufügen.

Was Thérèse betrifft, die Schneiderstochter, die immer wieder kam und sie beleidigte, so nahm ich eines Tages – ich war noch sehr klein – den Schürhaken und fuchtelte damit vor ihr

in der Luft herum. Ich weiss nicht, was ich ihr in meinem kindlichen Zorn sagte, aber von da an durfte unser armseliges Feuer weiterschwelen in diesem alten Herd, dessen Feuerloch entzwei war und dessen Risse wir ständig mit Lehm von den Nachbarwiesen zukitteten.

Meine Mutter beklagte sich oft bei den andern über alles, was sie quälte, auch über mich: Ich bereitete ihr Sorgen, war mit der Schule im Rückstand, nässte das Bett. Dass das ganze Viertel darum wusste, war eine zusätzliche Last auf meinen Schultern. Die Armen verbergen ihre Wunden nicht. Ihre Kraft reicht nicht aus, um die Schwierigkeiten einer aufreibenden Existenz zu verheimlichen.

Und doch habe ich es meiner Mutter zu verdanken, dass ich zur Schulabschlussprüfung zugelassen wurde. Wir waren wenige in der katholischen Privatschule, die für unsere Ausbildung nicht bezahlten, und wir waren die Letzten der Klasse. So wollte der Direktor das Risiko, mich zu den staatlichen Prüfungen anzumelden, nicht eingehen. Er hatte meinen älteren Bruder nicht angemeldet, und meine Mutter hatte daran keinen Anstoss genommen. Aber als ich an der Reihe war, gab sie nicht so schnell nach. Sie wusste, dass ich nicht dumm war, sie wusste, dass ich zu viel Verantwortung und auch zu viel Leid auf meinen Schultern trug und dass mir Ungerechtigkeiten viel zu nahe gingen. Für uns, die wir Almosen erhielten, aber nie unser Recht, waren Ungerechtigkeiten an der Tagesordnung. Meine Mutter wollte nicht, dass mir noch eine mehr zugefügt wurde. Sie ging mich selber einschreiben und meldete mich für das Abschlusszeugnis an.

Erst heute kann ich ermessen, welchen Vorrat an Empörung und Mut meine Mutter brauchte, um ihre Kinder so zu verteidigen. Sie verteidigte mich auch, den Rücken zur Wand, als die Damen des Wohltätigkeitsvereins der Pfarrei auf die Idee kamen, mich bei den Waisenkindern von Auteuil unterzubringen. Das Vorhaben schien vernünftig, doch welche Demütigung für Kinder, die in Armut geboren sind, und für ihre Mütter, dass man sie abseits der andern aufziehen will! Meine Mutter nahm, wie ich es gut an ihr kannte, ihre ganze Würde zusammen und lehnte ab. Lieber verzichtete sie auf die Gunst der Hilfswerke der Pfarrei.

Abseits der andern standen wir freilich auch so. Wir waren zu arm in dem Arbeiterviertel und gehörten nicht wirklich dazu. Almosen, nicht Freundschaft, verbanden uns mit den andern.

Wir waren nicht die einzigen. Ich erinnere mich an die trunksüchtige Mutter und ihren unehelichen Sohn. Wenn er abends heimkam, lag seine Mutter in der Küche am Boden. Er schleppte sie zum Bett und legte sie schlafen. Manchmal kam er zu uns, dann setzte ihn Mutter an den Tisch und teilte Brot und Suppe mit ihm.

Da war auch die Hexe. Sie wollte nicht, dass die Hunde unter ihrem Fenster markierten. Wir Kinder pflegten gegen ihre Mauer zu pissen, und sie beschimpfte uns. Wir mochten sie, deshalb ärgerten wir sie. Den Metzger Retif oder den Schreiner Cesbron hätten wir nicht geärgert. Sie waren die Grossen im Viertel. Sie gehörten nicht zu unserer Welt.

Eines Tages wurde die Hexe verhungert in ihrer Bruchbude aufgefunden. Vierzehn Tage lang hatte niemand sie vermisst. An jenem Abend weinte meine Mutter, weil das auch uns hätte geschehen können. "Wer hätte uns denn vermisst?" sagte sie. "Genauso werde ich sterben."

Habe ich von *ihr* gelernt, zu kämpfen – nun nicht mehr aus Rache für erlittene Demütigung, sondern um ein ganzes Volk von Ausgestossenen zu befreien?

Eines Tages geriet einer der grössten Jungen der Schule - er hiess Siché - in Wut über einen Knaben, der schwächer war als er. Er drängte ihn an der WC-Wand zu Boden und bearbeitete ihn mit Füßen und Fäusten. Was ging in mir vor? Ich warf mich auf ihn und bearbeitete ihn

meinerseits mit Füßen und Fäusten. Ich zerkratzte ihm das Gesicht, bis der Lehrer mich mit Gewalt von ihm trennte.

Warum tat ich das? Dieser schwächliche Knabe bedeutete mir nichts, was hatte ich ihn zu verteidigen? Und doch ist er mir in Erinnerung geblieben und nicht die Strafe, die ich einfiel. Ich flog von der Schule, aber an alles, was auf diesen Streit folgte, erinnere ich mich kaum. Was wie ein Wendepunkt in meinem Gedächtnis haftet, ist dieser Junge, der von einem Siché, der so viel stärker war als er, Schläge einsteckte. Das war, wie mir scheint, der Anfang eines Kampfes, in dem ich alle Aussichten hatte, zu verlieren, und den ich dennoch stur mein Leben lang weiterführen sollte.

Ein Kämpfer für die Ausgestossenen zu werden ist gar nicht so einfach, denn man wird es nicht wegen ein paar einzelner, einer trunksüchtigen Mutter, einer Hexe, eines schwächlichen Knaben. Ich musste ihnen zuerst als einem Volk begegnen, ich musste entdecken, dass ich zu diesem Volk gehöre, mich als Erwachsener wiedererkennen in jenen Kindern aus den ghettoähnlichen Vierteln rund um unsere Städte, in jenen arbeitslosen Jugendlichen, die vor Wut heulen. Ihr Elend ist das meiner eigenen Kindertage. Sie weisen mich darauf hin, dass es heute wie zu allen Zeiten ein Volk gibt, das in Lumpen geht.

Es liegt in unserer Macht, diesem Dauerzustand ein Ende zu setzen. Das Elend wird morgen nicht mehr sein, wenn wir diesen Jugendlichen helfen, sich ihrer Herkunft und Zugehörigkeit bewusst zu werden, ihre Gewalttätigkeit in einen klaren Kampf zu verwandeln, sich mit Liebe, Hoffnung und Wissen zu wappnen, um den Kampf gegen Unwissenheit, Hunger, Almosen und Ausgrenzung bis zu seinem Ende zu führen.

Das ist nicht nur Sache der Regierung, sondern auch von Menschen, die bereit sind, sich mit den Ausgestossenen auf den Weg zu machen, ihr eigenes Leben mit ihrem Leben zu verbinden, manchmal alles zu verlassen, um ihr Schicksal zu teilen.
